

auf einer, einem Ochsenkopf und der Jahreszahl 1408 auf der andern Seite. Besondere Ratsstreue wollten auch die Mehger und Messerer zu Nürnberg bewiesen und dafür die Erlaubnis zum Schembartlaufen erhalten haben. Doch ist der Schembart ein uraltes Fastnachtsfest, das offenbar mit Ratsstreue und Zunfttapferkeit nichts zu tun hat.

Nichts mehr von Krieg und Kampf wissen die folgenden Zunftfagen, die meist auf eine Verherrlichung der Zunft und besondere Freiheiten hinauslaufen. Als Kaiser Karl V., so erzählen die flämischen Schuhlicker, eines Abends in Brüssel unerkannt umherwanderte, bemerkte er plötzlich, daß er zerrissene Stiefel anhatte. Er suchte die Schuhlickergasse auf, fand aber nirgends einen von ihnen daheim in der Werkstatt. Sie feierten nämlich gerade das Fest ihres Zunftpatrons, des heiligen Crispinus. Also besuchte der Kaiser die Meister in der Schänke. Als er dort eintrat, ward er freundlich willkommen geheissen. Auf seine Frage jedoch, ob ihm einer die Stiefel flicken wolle, antwortete man ihm: „Guter Freund, Ihr scheint nicht zu wissen, daß am Tage des Crispin kein Schuster auch nur einen Flicker aufnäht. Selbst wenn's der Kaiser wollte, würde sich niemand dazu bequemen. Euer Wunsch wird also keine Erfüllung finden. Wollt Ihr aber mit uns trinken, so seid uns willkommen!“ Der Kaiser tat es und zechte gemüthlich mit den braven Meistern, ohne zu verraten, wer er sei. Später aber verlieh er den Schuhlickern einen Wappenschild mit goldenem Stiefel und der Kaiserkrone darüber. In Flandern soll noch eine Kapelle stehen, in der dieses Wappen zu sehen ist.

Ein alter Geschichtschreiber, Johann von Winterthur, erzählt eine andere Sage von Rudolf von Habsburg, der gleich Karl V. immer als Handwerkerfreund dargestellt wird, zugleich aber im Geruch der Knauferie steht. Als König Rudolf einst nach Basel kam, setzte er bei einem Gerber ein, den er auf der Gasse bei schmutziger Arbeit getroffen hatte. Sogleich ließ dieser

durch seine Frau ein prächtiges Gastmahl zurichten und in kostbaren Geschirren eine Menge Speisen und Getränke auftragen. In reichem Schmuck nahm auch die Frau Meisterin mit am Tische Platz. Höchlichst verwundert fragte der König: „Warum schleppt Ihr Euch bei Eurem Überfluß länger mit lästiger Arbeit?“ — „Darum, antwortete der Meister, „weil Arbeit die Quelle des Reichtums ist.“

Viele Handwerker liebten es, ihr Können in Erzeugnissen von riesenhafter Größe einmal aller Welt vor Augen zu führen. Kaiser fertigten gewaltige Fässer, wie das Heidelberger Faß, Töpfer brannten Riesentöpfe, wie die Bunzlauer. Von einem Riesentopf erzählt uns die Sage auch aus dem Städtchen Penig bei Leipzig. Einst haben die geschicktesten Töpfermeister daselbst in Gemeinschaft einen großen Topf gebrannt, der 15 Eimer Wein gefaßt haben soll. Dieses neue Weltwunder zog nun viele Reisende an, und so kam denn auch einmal der nachherige Kurfürst Friedrich der Weise (nach anderen Heinrich der Fromme) als junger Prinz dahin, um sich den Topf anzuschauen. Da fiel es dem Prinzen ein, hineinzusteigen. Er ließ eine Leiter bringen und stieg auf den Boden hinab. Raum war er unten angelangt, so ließ der ihm von seinem Vater beigegebene Hofmeister, ein Herr von Schönberg, die Leiter heranzuziehen, und hoffte nun, der Prinz werde sich aus's Willen legen, um herauszukommen. Dieser aber besann sich kurz, schlug mit der Faust an die Wand des Riesentopfes und spazierte zu dem Loch wie zu einer Säure heraus. Um aber die Weniger Töpfer für den Verlust ihres Kunstwerkes zu entschädigen, erbat er sich von seinem Vater Abgabefreiheit für sie. Abriegen fornten letztere nachher bald wieder einen anderen ähnlichen Riesentopf auf dem davon so benannten Topfanger und errichteten ein Hänschen darüber, wo er noch lange zu sehen war.

Zum Schluß sei noch eine Sage erzählt, die auf die Gewohnheit der

Zünfte, feierliche Leichenbegängnisse für ihre Angehörigen zu halten, hinweist. Fast jede Zunft hatte ihre eigene Zunftstube, in der sie ihre Lade, ihre Ehrenbecher und Fahnen aufbewahrten, wo aber auch die Leichengeräte bereit lagen. Von einem Handwerkszunftstube zu Roßwein geht nun folgende Sage: Als der letzte Abt des Klosters Altenzelle, Andreas Schmiedewald aus Roßwein, 1545 selbst seinen Hirtenstab niederlegte, schenkte er seinem Bruder Anton, Bürgermeister zu Roßwein, das dort befindliche Abthaus, von dem es 1565 der Tuchmacher-Zunft käuflich überlassen wurde, die es als Hand-

werkszunftstube benutzte. Weil nun der Abt also die Kirche um ihr Eigentum brachte, soll er im Grabe keine Ruhe finden. Er wandelt darum in dem Innungshause als Spukgeist herum und läßt sich oft mit Poltern hören. Gewöhnlich sieht man ihn aber auf dem Bodenraum desselben sitzen, wo die Traueranzüge der Wahrenträger und das Leichengerät der Tuchmacherei aufbewahrt wird. Sieht er still da, so hat es nichts zu bedeuten, wirft er aber die genannten Gegenstände herum und hantiert damit, so stirbt binnen drei Tagen ein Tuchmachermeister.

In: HÖRLEN FEUER. 7. Jg., Folge 10, 15. August 1921.

Maria Stoma:

Goldenstein.

Seine Perle der Sudeten ist Goldenstein. Der Fürstensteig führt am wildrauschenden Bach zum Schloß empor, das sich auf hohem Berg erhebt. Die Blicke schwelgen auf den mit uralten Tannen und Fichten bedeckten Hügelketten, über denen bläuliche Schattennächten. Immer neue prächtige Bilder bietet die Tiefe und die Flucht der dunkeln Bergegipfel. Wir erreichen ein paar Häuser und sind bald auf dem Ringplatz. Und schon reckt sich die alte Burg vor uns auf. Eine gemauerte Brücke führt über den Wallgraben zum Haupttor, das unter dem Turm geöffnet steht. Es ist aus Stein gehauen, ein Wahrzeichen der alten Ritterzeit und trägt die Worte:

„Anno 1597 den 20. Septembris Hatt der Wohlgeborne Herr Hans der Ältere Herr von Wirben und Freudenthal Herr af Guldenstamm dieses Geben zum Gedechtniß erbawen Lassen.“

Durch die lange Toreinfahrt, die die ganze Tiefe des Gebäudes durch-

schneidet, kommen wir in den Burghof, der leider schon manche Wandlung erfahren hat. Hier ist nichts mehr vom 16. Jahrhundert und wenig vom 18. Ein paar Renaissancebogen und breite Fenster erinnern an Umbauten, wie sie wohl nach Bränden vorgenommen worden sind. Ein alter Kirschbaum bringt das Bild des wachsenden Lebens zwischen die Mauern.

Nabe dem Wallgraben hängt am Gelände eine Hütle mit niedrigem Holzgang. Von hier bietet sich der Anblick der Burg in ihrer vollen Herrlichkeit. Ihre Mauern mit den kleinen vergitterten Fenstern erheben sich drei Stockwerke hoch in sanfter Biegung, als habe der Baumeister sie dem Ring des Wassergrabens anpassen wollen.

Die Burgbrücke zeigt einen schön gewölbten Bogen. Aber ihr zur Rechten blickt der Kirchturm herüber und der noch ältere Turm des Burghofhauses. Aus der grünen Tiefe des Wallgrabens aber wachsen kraftvoll alte Linden und Eschen und füllen den sagenhaften Grund

mit trögiger Pracht. Hoch streben die Pfeiler der Burg, wie Riesengewalten aus der Vergangenheit. Alles ist aufgelöst, was an die Gegenwart gemahnt, hier könnte Wallenstein hausen, hier reckt sich hart das 17. Jahrhundert mit Helmbusch und Rüstung.

So sehenswert auch die Kirche ist mit ihrer höchst bemerkenswerten Kanzel, den prächtigen Seitenaltären, überreich mit Werken köstlicher Holzschneidereien verziert, bleibt doch das bedeutendste Denkmal der Vergangenheit von Goldenstein seine Burg. Im Schutze seiner rechenhaften Größe vergißt man die zerrissene Gegenwart; es ist, als umschlossen die hochragenden Mauern noch die stolze Herrenzeit von einst.

Kein Künstler kann an Goldenstein vorübergehen, ohne sich erschüttert und ergriffen zu fühlen von dem Zauber, den die märchenhaft in den Bergen ruhende Einsamkeit dieser romantischen Burg in sich birgt. In Aquarellen, Zeichnungen und Radierungen sucht jeder das Geheimnis ihrer Verschlossenheit zu enträtseln, sucht sein künstlerisches Können zu messen an ihrer steinernen Pracht. So hat auch kürzlich ein feinsinniger Künstler, der sich Wolfgram nennt, viele Blätter reizvoller Radierungen als künstlerische Ernte aus Goldenstein heimgebracht.

Das Höhenfeuer hat die dankbare Aufgabe übernommen, sie den Lesern

zu zeigen. *) Da sehen wir vor allem das Schloßtor, dessen gewaltige Wucht in der sorgfältig ausgeführten, perspektivisch tadellos wiedergegebenen Zeichnung die ganze Romantik des Mittelalters ahnen läßt; daneben den Schloßhof in seiner breiten, fürstlichen Anlage, — ein Cour d'honneur, der Raum genug böte für ein Turnier und dessen Planke der Turm zielt. Auch hier ist der Verfall so weit angedeutet, daß er die Wehmut des Beschauers weckt.

Das dritte Bild stellt die Burg hin, wie sie sich dem Wanderer bietet mit dem Turm und den schmalen Fenstern hoch unter dem Dachsimz des weit-ausgreifenden rundbogenförmigen Gebäudes. Auch die steinerne Wallbrücke ist sichtbar mit dem hohen Bogen für die strömende Flut, und vertieft man sich recht an das liebliche Bild, vermeint man die Knappen der Herren von Wirben und Guldenstamm über das Brücklein reiten zu sehen.

So bieten diese Radierungen köstliche Erinnerungsblätter für jeden, der Goldenstein gesehen hat, und bedeuten eine Überraschung für den, der es nicht kennt.

Sie sind ein herzlicher Gruß aus dem Sudetenland.

*) Als Kunstbeilagen erscheinen in Heft 10 Schloß Goldenstein und Schloßhof, im Doppelheft 11/12 Schloßtor.

Georg Oswald Bayer:

Nach Ahland: Das Bimmer.

In Deinem kalten Bimmer
Iß öd und still und leer
Ich steh und steh nur immer
Und schau erstaunt umher.

Dein Auge blickt recht krübe,
Und Deine Worte stehn . . .
In mir erstirbt die Liebe —
Die Luft kann nicht bestehn.

Das also sind die Wände,
Am die Dein Leben rinnt?

Dahem heb ich die Hände
Und bet' für Dich, mein Kind!

Hans Gäßgen:

Die Truhe.

Erzählung.

Vor vielen Jahren lebte ein reicher Mann, dem fünf Kinder, drei Knaben und zwei Mädchen, geschenkt waren. Als er sein Alter herannahen fühlte, beschloß er sein Hab und Gut an seine Kinder, die sich inzwischen, nachdem sie heran-gewachsen, verheiratet hatten, zu ver-teilen.

Freudig stimmten die Söhne und die Töchter dem Plane des Vaters zu und nahmen gar hastig in Empfang, was ihnen in reicher Fülle zufiel.

Der Alte aber machte aus, daß er abwechselnd bei dem und jenem Sohne und auch bei den Töchtern leben wolle, wie es ihm und ihnen gerade behagte.

Alles war eitel Freude und Wonne. Treffliche Speisen und die besten Weine wurden aufgetragen, wenn der Vater zu Gaste war.

Allmählich aber wurde den Kindern der oft wiederkehrende Besuch des Alten lästig. Heimlich wünschte der eine oder andere, der Tod möchte sich des Man-nes, der von Tag zu Tag mehr unter der Last des Alters stöhnte, erbarmen.

Endlich machte man auch kein Hehl mehr daraus, den Vater den Wandel spüren zu lassen, und unterließ es, ihm besondere Speisen und Getränke vor-zusetzen. Bald mußte der Arme sogar unten am Tische, wo die Mägde und Knechte saßen, Platz nehmen, und die Schale des Spottes und Hohnes wurde gar oft über seinem Haupte entleert.

Der Alte litt unendlich unter dieser Herabwürdigung, rührte kaum noch einen Bissen an und wurde schwächer von Tag zu Tag. Auch seine Kleidung ward nicht gepflegt, sodaß, wer ihn heran-schleichen sah, wohl glauben mochte, ein Bettler, nicht aber ein reicher Mann komme auf ihn zu.

Zu dieser Zeit kehrte ein Freund des Mannes, der lange Jahre im Mor-genland seinen Geschäften obgelegen hatte, heim. Er erschraf, als er den Abgehärmten erblickte, und die Rote des Jornes färbte seine Wangen, als er von dem Schicksal des Bedauerns-werten hörte.

Er bat den Freund zu sich und sagte, er wüßte Rat. Eine große, mit Eisen beschlagene Truhe zeigte er ihm und gab ihm fünf Schlüssel, mit der die Truhe zu öffnen seien. Dann aber beriet er den Alten verschwiegen, wie er sich seinen Söhnen und Töchtern gegenüber verhalten solle.

Als der Greis am nächsten Tage beim ältesten Sohne am Tische saß, wußte er es so einzurichten, daß der eine Schlüssel zu der Truhe, den er unter dem verschliffenen Hemde am Halse trug, in der durchs Fenster kom-menden Sonne gar oft aufleuchtete.

Bald wurde der Sohn aufmerksam und fragte, was es mit dem Schlüssel für eine Bewandnis habe.

Der Vater rief ihn heran und raunte ihm ins Ohr, ein Freund von ihm habe ihm um ein Darlehen, dessen er, der Vater, längst nicht mehr gedacht, ein-zulösen, aus dem Morgenland eine ge-waltige Truhe voll Gold und Edel-steinen mitgebracht. Fünf Schlüssel habe die Kiste, deren Inhalt einst an seine fünf Kinder zu gleichen Teilen gelan-gen solle. Und dieses sei einer der Schlüssel.

Als der Sohn diese Kunde vernom-men hatte, war er wie verwandelt. Er führte seinen Vater an den Ehrenplatz, reichte ihm das beste von allen Platten und Schüsseln und goß purpurfarbenen Wein in einen Pokal, den er dem Alten darbot.